

(Nachdruck verboten.)

40) „Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.
Von Karl Fischer.

In einer stillen, dem Massenge triebe fernliegenden kleinen Schenke saß Volter am vorletzten Manövertag mit einigen bekann ten Kameraden seiner und anderer Kompagnien. Der Zufall hatte es gefügt, daß er auf dem Weg ins Wirtshaus Vornemann traf, der sich ihm anschloß.

Vornemann strahlte. Sein sonnenverbranntes Gesicht glänzte vor Wonne. Seine Feldmütze saß ihm ganz auf dem einen Ohr, daß sie jederzeit herunterzurutschen drohte.

„Ich habe Dich den ganzen Abend gesucht, Volter!“ sagte er, als er neben ihm saß. „Den letzten Manöverabend wollte ich noch in Deiner Gesellschaft verbringen. Morgen abend beim Abfahren kommen wir doch nicht zusammen. Wie geht's, alter Kollege? Seit vier Tagen habe ich Dich nicht gesehen!“

„Du siehst ja! Ich freue mich auch mit, daß es nun bald zu Ende ist.“

„Mensch, ich werde vor Freude noch blödsinnig! Kollegen!“ rief er den anderen zu. „Sauft zu! Eine Runde bezahle ich! Gestern habe ich von daheim mein letztes Manövergeld bekommen!“

Ein allgemeines Jubelgeheul ertönte als Dank auf solch ein Anerbieten. Schnell wurden die auf dem Tisch stehenden Gläser ausgetrunken.

„Aber Volter, sei doch ein bißchen fiderler! Denk doch, noch einen Tag!“

„Laß nur, Vornemann! Ich freue mich auch so mit Euch.“

„Prost!“ ertönte es im Chorus. „Auf Dein Wohl, Du Lazarettbummler!“

„Prost, Ihr Lippelbrüder!“ rief Vornemann zurück. — „Wollt Ihr meine neueste Geschichte hören?“

„Du hast wohl gestern Schnaps in Deiner Feldflasche gehabt?“ lachte Beck von Volters Kompagnie.

„Das fehlte gerade noch! Ihr könnt froh sein, wenn ich Euch Wasser nachschleppe. Ne — aber mit meinem Leutnant! Dem habe ich es beigebracht. Mein Leutnant kann mich nämlich nicht leiden. Schon vom vorigen Jahr her. Bis vor drei Tagen habe ich doch keinen Appell mitgemacht. Ich werde mich hinstellen als Sanitätsgefreiter und meine Brocken begaffen lassen. Vorgeftern, mitten auf dem Marsch, kriegt mein Leutnant seine Laune. Wie er eine Weile nach dem Gefecht hinter mir hergetippelt ist, fängt er mit einem Male an: „Mein Anzug sei furchtbar unsauber, meinen Verbandskasten hätte ich überhaupt noch nie gepuht, und meine Labeflasche sähe aus, als ob ich sie drei Tage im Schlamme rumgewälzt hätte!“

„Das war aber ein Schreck für Dich!“ rief einer lachend.

„Ne, mein Lieber! So leicht lassen wir uns nicht bange machen! — Also kurz und gut, er sagte, ich solle von jetzt ab die Appelle mitmachen. Ich sagte ihm darauf, daß meine Sanitätsausrüstung dem Bataillon gehört und daß der Assistentarzt des Bataillons mein direkter Vorgesetzter ist. Kollegen! Da hättet Ihr denn mal sehen sollen, wie er Feuer spuckte. Ich dachte, er wollte mich mitten auf der Straße vergiften. Natürlich war ich beim Appell am Nachmittag nicht erschienen. Wie ich mich beim nächsten Antreten rausredete, ich hätte Sanitätsdienst gehabt, wollte er mich dem Hauptmann melden. Na gut! — Gestern abend auf dem Wirtshaus, — schon ziemlich spät — ich war schon unter's Belt gekrochen und wollte ein bißchen daren — da rief er mich. Gefreiter Vornemann! Ich lag gar nicht weit von ihm und dachte mir, ruf Du noch eine Weile. Es konnte mich kein Mensch sehen, so dunkel war es. Bier-, fünfmal rief er. Dann schickte er ein paar Kerle, mich zu suchen. Na — ich dachte — will doch endlich mal hören, was er auf dem Herzen hat. Ich tat so, als wenn ich von weitem hergerannt käme, und melbete mich bei ihm atemlos. Wo stecken Sie denn? brüllte er mich an. Ich habe mir schon die Kehle wund geschrien! — Ich habe nichts gehört! antwortete ich ihm so aufrichtig, wie ich nur konnte. — Na, er machte gute Miene zum bösen Spiel. — Kommen Sie mal mit

Ihrem Pflasterkasten dort in die Scheune, sagte er dann leise. Sie müssen mir meine Füße verbinden. Er hatte sich also wund gelaufen! Na warte, dachte ich mir, jetzt sollst Du mal die Appellgeschichte büßen. Auf jeder Fußsohle hatte er eine talergroße Wasserblase. Ich bizelte ihm nun mit meiner Schere an den Füßen herum, daß er quietschte vor Vergnügen. Dann fuhr ich ein paar Mal beim Ausschneiden der Haut daneben, daß er zusammenzuckte wie bei einer Elektrifiziermaschine. Ich konnte mir's Lachen kaum verbeißen. Dann strich ich ihm recht dick frisches Stollodium auf die Stellen, wo die Blasen waren. Er konnte nicht reden, so fest biß er vor Schmerz die Zähne zusammen.“

„Das ist recht!“ riefen einige
Alles lachte.

„Hat er Dich gemeldet wegen des Appells?“ fragte Beck. „Meinem Leutnant ist das Welden vergangen! Ihr hättet ihn sehen sollen, wie er heute auf dem Marsch tippelte! Immer auf den Fußspitzen mit eingeknickten Beinen. Er wußte gar nicht, wie er auftreten sollte.“

Jeder der Anwesenden wußte, was das für ein Gefühl ist. Sie lachten alle schadenfroh aus vollem Halse.

„Prost Vornemann!“ rief Volter lachend. „Du bist ein Spießbubel!“

„Prost Kollege! In drei Tagen sind wir daheim! — Singen wir eins, Kameraden!“

Aus kräftigen Soldatenkehlen ertönte ein Reservistenlied. Klangfarbe war Nebensache. Die Hauptsache war der Text. Ihre ganze Freude kam dabei überlaut zum Ausdruck.

Reserve spielt ja stets den Schläuen,
den Schläuen,

Und lustig geht's zum Tor
hinaus! hinaus!!

Blököch wurde das Lied jäh abgebrochen. Die Tür war hastig aufgerissen worden, und auf der Schwelle stand Sergeant Schneider, ohne Mütze, mit dem blanken Seitengewehr in der Hand. Ueber seinem linken Auge floß aus einer frischen klaffenden Wunde Blut, das ihm übers Gesicht auf seinen Uniformrock lief. Ganz ermattet hielt er sich am Türpfosten fest.

Erschreckt hatten sich aller Augen zur Tür gewandt. Volter war der erste, der aufgesprungen und zum Sergeanten geeilt war.

„Was ist geschehen?“ fragte er ihn entsetzt. „Volter!“ antwortete Sergeant Schneider mit schwachem Atem. „Sie — sind hier? — Das ist — gut. — Da können Sie mich — gleich verbinden.“

„Wer hat Ihnen denn das getan?“ frug Volter.

„Ich war ein Stückchen raus — vor's Dorf gegangen. Wie ich nun vorhin zurückkomme — fielen an der großen Gutzmauer — nicht weit von hier — einige Kerle über mich her. Das kam mir ganz unberhofft, daß ich mich — im ersten Augenblick nicht zur Wehr setzen konnte. — Da hatte ich aber schon einen Hieb abbekommen. Ich zog mein Seitengewehr — verteidigte mich im dunkeln — so gut es ging. Es waren aber zuviel — ich mußte zurückweichen. Wie ich das Licht dieser Kneipe sah — und hörte Gesang — schlug ich mich bis hierher und stürzte dann herein.“

Neugierig waren alle um ihn herumgetreten. Der Wirt und seine Frau schlugen die Hände über den Kopf zusammen, wie sie das Blut sahen.

„Vornemann hole schnell Deinen Kasten!“ rief Volter. „Herr Wirt, können Sie uns nicht auf einige Augenblicke in ein leeres Zimmer lassen.“

Der Wirt öffnete die Tür zu seiner Privatstube.

„Ihr andern,“ rief Volter zurück, „bleibt bitte hier in der Gaststube und macht kein großes Aufsehen!“

„Aber Vornemann soll sich draußen in acht nehmen!“ flüsterte Sergeant Schneider Volter zu. „Die Kerle haben mir nachgerufen, sie wollten warten, bis ich wieder hinauskomme?“

„Vornemann wird schon wissen, was er denen zu sagen hat,“ antwortete Volter.

Die Wirtin, eine alte ängstliche Bauersfrau, hatte gleich Wasser in die Stube gebracht, und Volter wusch Sergeant Schneider das Blut vom Gesicht.

„Kannten Sie die Burschen?“ fragte ihn Volter.
 „Es war zu dunkel draußen. Ich konnte keinen erkennen.“

„Haben Sie denn irgendwie Streit angefangen?“
 „Ach wo! Ich weiß selbst nicht, warum sie über mich herfielen. Ich kann mir's höchstens denken.“

„Denken Sie, daß einige von der Kompagnie das da draußen angestiftet haben?“

„Sicher!“

„Haben Sie einen bestimmten Verdacht?“

„Wer kann wissen, wer's gewesen ist. Bis zu meiner Krankheit wurde ich von der ganzen Mannschaft gehaßt — wegen — na, Sie wissen ja. — Ich kannte es nicht anders. Da wird mir wohl einer etwas nachgetragen haben.“

„Das werden wir gleich erfahren!“ rief Volter. „Bleiben Sie ruhig hier in der Stube. Ich werde mal mit den Bauernburschen reden.“

„Die werden sich aber irgendwo versteckt haben!“

„Ich werde sie schon finden!“ Damit begab sich Volter hinaus.

Nach einer geraumen Zeit betrat er mit Bornemann wieder die Stube.

„Sie sind fort!“ rief er dem Sergeanten zu.

„Haben Sie mit ihnen gesprochen?“

„Ja.“

„Und —“

„Ich erzähle Ihnen das vielleicht später. — Jetzt wollen wir Sie erst verbinden.“

„Was soll ich aber dem Hauptmann melden, wenn er den Verband sieht?“

„Sagen Sie ihm die volle Wahrheit!“ antwortete Volter.

„Da werden Sie aber mit in Konflikt kommen.“

„Das schadet nichts.“

„Wie ich ihn kenne, will er alles genau wissen. Sollen ich ihm auch sagen, daß Sie mit den Kerlen gesprochen haben?“

„Sagen Sie ihm alles!“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Neue wohlfeile Wandbilder.

In Wandbildausstellungen, die jetzt an vielen Orten von unseren Bildungsausschüssen und Gewerkschaftsartellen veranstaltet werden, kann man immer wieder beobachten, wie viele Arbeiter an Darstellungen des menschlichen Antlitzes ohne ein Zeichen ernsthafter Hingabe vorübergehen. Und dabei sind in der Regel nur ganz wenige solcher Bilder zur Schau gehängt. Die Landschaft dagegen besitzt des Arbeiters Herz wirklich und ganz und wiederum sehr oft — besonders dann, wenn figürliches darin zu sehen ist, das die Stimmung des Bildes ausdrückt. Das Einfühlen in die Landschaft wird durch solche Zugaben erleichtert. Das Bild, das den Arbeiter fesseln soll, muß ihm etwas erzählen können. Deshalb zieht ihn auch das ernsthafte Genrebild so leicht an, zumal wenn der Inhalt sozial gerichtet ist. Das hingebende Verweilen vor Mithrasen und Willefischen Bildern erklärt sich so, das bedauerliche Durchblättern der Willemappe des „Kunstwart“ (Preis 5 M.), das gefesselte Betrachten photographischer Wiedergaben szenischer Bildwerke Meuniers und der düsterwuchtigen revolutionären Gliedbilder von Käthe Kollwitz. Zum Einfühlen in Darstellungen des menschlichen Gesichtes hat sich dem proletarischen Bildbetrachter also der Weg noch nicht so gut geebnet. Viele wissen nicht, daß das Gesicht die Lebenslandschaft der menschlichen Seele ist. Also geschieht auch hier ein Erzählen, und ein Erzählen von den verborgensten Bewegungen des Lebens ist's. Drei Photographüren (Preis je 5 M.) hat der „Kunstwart“ herausgegeben, die von dieser feinsten Kunst des Erzählens Zeugnis ablegen sollen: in den letzten Jahren die Rembrandtschen Vorsieher der Tuchmacherzunft, dann das herrliche Giorgionesche Konzert und in diesem Jahre das Bild Die Unterredung von Lorenzo Lotto.

Dieses Werk von Lotto, geschaffen in der Blütezeit der Bildnismalerei italienischer Renaissance, zeigt drei Köpfe nebeneinander: einen Jüngling, einen Mann, einen Greis. Drei Lebensalter also. Der barocke Jüngling saugt mit sinnender Aufmerksamkeit auf ein beschriebenes Blatt, das er in der Hand hält. Er hört zu. Der bärtige blühende Mann neben ihm spricht. Dem Inhalt des Schriftstücks gilt sein Wort. Die ruhige Sicherheit seines Antlitzes, sein gesenktes Auge, die stille Haltung des Mundes zwingen den Schauenden mit sanfter Gewalt in sein Inneres. Und still spricht dieser überlegte gebende Mann, und aus der feinstbewegten linken Hand lesen wir, zum stillen Ton gefestigt sich eine edle Form, deren Wesen klare Einfachheit ist. Neben den beiden Jüngeren dann der vom Leben derb ausgeformte Kopf des Greises: jene ganz von der Sache hin-

genommen, dieser zwar auch hinhörend, aber von den Gedanken schon in die Weite geführt; die Augen deuten es an. Der Ausdruck dieses dritten Kopfes bringt Bewegung in das Bild, die alle Enge beseitigt. Man fühlt: was die zwei dort bedenken, das geht nicht nur sie an, es ist von Bedeutung über sie hinaus.

Eine wunderbare Ruhe erfüllt das Bild. Hell treten nur die drei Köpfe und die eine Hand heraus; halbhell angedeutet ist das Schriftstück. Und bedeutungsvoll ist das Licht auf den Gesichtern verteilt, jedes ist anders vom Lichte getroffen, von vollem Licht nur das Antlitz des Mannes, indes gegenüber wiederum die Kopfform des Greises am meisten deutlich abgegrenzt aus dem Dunkel herausgehoben ist. Das alles gibt dem Bilde eine lebendige Sprache. Man muß nur anschauend verweilen, so erschließt sich ihr Inhalt reich und reicher dem lauschenden Gefühl und erzählt vom feinsten Geschehen des Lebens.

Dies Verweilen wird übrigens durch den äußeren Vorgang des Bildes erleichtert. Der Zuschauer wird unwillkürlich zum Zuhörer. Es ist ein eigener Reiz darin, Menschen miteinander reden zu sehen. Diesen Reiz verspürt man auch bei dem wunderbaren Bilde „Der Brief“ von dem alten Niederländer Vermeer, das der „Kunstwart“ ebenfalls in Photographüre herausgegeben hat. Das große Bild kostet freilich 8 M., aber jetzt ist eine gungelungene Reproduktion auch in den Meisterbildern erschienen, die nur 25 Pf. kostet. Jedem Zimmer nämlich ist dieses Bild voll edelster Natürlichkeit, das zwei Frauen in Zweisprache über einen Brief darstellt.

Leichter ist natürlich der Weg zum Lebensinhalt solcher Einzelbildnisse zu finden, wie der fernige Karl Bauer sie bei Teubner in Leipzig veröffentlicht. Da ist ein einziges großes Lebensgefühl, ein einziger großer Lebensgedanke in den Gesichtszügen verknüpft, eben das, was uns Lebenden diese Männer der Vergangenheit nahebringt. So erschien eben das Bildnis Schillers. Wie ist da auf einen Wurf mit kühnem, robusten Strich die mächtigste Willenskraft ausgedrückt! Nichts Kleines hat in diesem Antlitz Raum, nur das Gewaltige, das sich zur Tat berufen fühlt.

Von neuen Landschaftsbildern nun! Jedes Jahr bringt deren eine neue Fülle heran. Kein Wunder: sie vor allem werden für den Schmuck der Wand verlangt. Mehr als drei Viertel aller Neuerwerbungen ist landschaftlicher Art und fast alles geben die farbigen Künstler-Steinzeichnungen der beiden verdienstvollen Leipziger Verlage von Voigtländer und Teubner. Diesmal ist mancherlei Gutes unter dem Neuen, einiges ist sogar künstlerisch höchst ansehnlich. Das Beste sei voran genannt. Herrlich ist Rudolf Sieck's Herbst am Chiemsee (Teubner 5 M.). Daß das Bild die Landschaft ausdrücklich nennt, aus der es hervorgegangen ist, mag von denen begrüßt werden, die eine Erinnerung an jenen schönen Fleck Erde haben wollen. Es ist in diesem Jahre die beste Steinzeichnung, die der Forderung gerecht wird: den Wohnraum leicht zu beleben. Wäre noch ein klein wenig mehr leuchtende Sonne im Blatt, voll Länge dann die Melodie des Mörike'schen Herbstliedes hervor: „Ich seh zu meinen Füßen herbstkräftig die gedämpfte Welt in warmem Golde fließen.“ Alles in diesem von Ferne erfüllten Bild ist sanft und doch so bestimmt: die gewellten Ackerstreifen, die leichten Hügelkuppen, die Uferau mit ihren verstreuten Feldbäumen, die stille Wasserweite mit ihren baumbewachsenen Inseln und Landzungen. Vor dieser Ferne stehen noch blättervoll die braunen Laubbäume und tiefer im Bild hinter einer Hügelwelle empor die düstergrünen Tannen! Sieck weiß Bäume zu zeichnen!

Winterbilder werden nicht gern für die Zimmerwand gekauft. So sind sie auch unter den Steinzeichnungen bisher nur spärlich vertreten. So gut belebte Schneelandschaften wie L. Munscheid's abendliche Bauernschlitten im Erzgebirge pflegen aber in den Wand schmuck-Ausstellungen der Arbeiter viel Aufmerksamkeit zu finden. Jetzt ist bei Teubner ein neues Winterbild erschienen: Weihnachtabend von Fr. Feder. (5 M.) Tief eingeschnitten steht in der sternigen Winternacht ein dörfliches Haus. Durchs Fenster leuchten freudig schön die Kerzen des Tannenbaums, und draußen auf dem Schnee glänzt still der Widerschein. Das Bild ist ganz frei von Sentimentalität und irgend welcher Aufdringlichkeit. Sein Inhalt ist mit einfacher Schlichtheit gegeben und wirkt durch den farbigen Zusammenklang der blaugrauen, sterndurchstrahlten Schneefelheit mit dem goldigen Lichterglanz. Ein tiefwohliges Gefühl geht davon aus.

Bald und Märchen dämmern ineinander in der farbigen Steinzeichnung von H. Arnold: Waldlandschaft (Voigtländer, 5 M.). Wo in der Walddämmerung unten zwischen den allen, mächtig wurzelnden Stämmen ein Sonnenfleck geheimnisvolle Helle schafft, sitzt ein Geiger mit seinem Kinde und spielt. Erlaucht gutt das Kind, denn die Töne wirken zauberhaft: auf den Wurzelknorren umher sammelt sich geheimnisvoll hufendes Getier und lauscht wie versteinert mit gespitzten Ohren. Die Zeichnung ist in großen einfachen Formen gehalten, beschränkt sich auch in der Farbe auf ein paar dämmernde einfache Töne, verliert sich nirgends in Kleinmalerei und wirkt erfreulich gut.

Der „Kunstwart“-Verlag hat in den letzten Jahren eine Reihe Blätter wiedergegeben, aus denen die übermächtige Größe der Meernatur atmet. Ein Sonnenuntergang Ludwig v. Hofmanns (2,50 M.) zwingt das Gefühl der unendlichen Ferne des ruhigen Meeres empor: auf dämmerblauer Flut zieht die feurige Spiegelbahn des Sonnenbildes fernher, glühend endet sie zu Füßen des Beschauers, der die herrliche Erscheinung von hoher

Felsenstippe aus ansteht. Von Hubert Nienhofen erschien ein nebelndes Bild aus den Dünen (2,50 M.), aus dem die überwältigende Höhe des von schweigenden schweren Wollen durchdrängten Himmels wirkt. Zu den beiden gefüllt sich nun in diesem Jahre ein Bild aus dem Battenmeer: Alfred Bachmanns „Verfundenes Brad“ (Preis 1,50 M.). Aus dem Wilde dringt in Ferne und Höhe die Stimmung des Grenzenlosen. Zu großer Einheit gehen alle Stimmungselemente zusammen. Sie scheinen sich zu sammeln in der am fernem Meerhorizont tief auf dem Watt ruhenden Sonne. Vererbend arbeitet noch die Brandung. Ein dunkles Krümmertwad liegt eingesunken da mit seinem zerrissenen, starrenden Pflanzenzeug, ein Krupp Regenpfeifer steht gespenstisch in der Nähe. Das Bild hat die Sprache des Unendlichen-Großen: in der tönenden schärferen Stille der Wattflüße wird sie vernehmbar. Das Bild drängt nichts auf und ist doch offenbar stark absichtsvoll und wirkungsbehaftet geschaffen. Der Künstler ist hinter sein Werk zurückgetreten, unsichtbar wirkt er als Schöpfer aus der Natur heraus. Die Wiedergabe des Bildes ist dem „Kunstwart“ offenbar gelungen. Die Doppeltonbildreproduktion hat auch in diesem Falle erwiesen, welche klarer, vertiefter, härtere Ausdruckskraft dieses Verfahren fähig ist.

Die Blütezeit des Delbrudschunds fällt zusammen mit der Schwärmererei für Alpenbilder. Diese schreckliche Zeit ist heute dank den Fortschritten der Reproduktionstechnik überwunden, und damit ist auch die Verdrängung der Vorliebe für Alpenlandschaften als Zimmerdekoration in den Hintergrund gedrängt worden. Natürlich hängt das nicht nur mit der Überwindung des Delbrudschunds zusammen. Die Vorliebe war ein romantischer Gang, der das Gute sehnsüchtig in der Ferne suchte, und der ist nun der besseren Erkenntnis gewichen, daß das Gute überall zu finden ist. Auch auf Arbeiterausstellungen zeigt sich die Vorliebe für alpine Darstellungen heute nur ganz selten. Die ausgehängten guten, großen Alpenbilder von Glück u. Ravenstein (bei Voigtländer erschienen) werden zwar betrachtet, aber nur ausnahmsweise gekauft. Selbst mit dem wunderbaren Lauterbrunnental von Hans Thoma, das der „Kunstwart“ farbig reproduziert hat (4 M.), geht das so. Für den Verlag von Teubner hat G. V. Wieland einige große farbige Alpenbilder geschaffen, vor ein paar Jahren ein mächtiges Alpenglühn, diesmal wieder einen weiten Ausblick über die Alpenhäupter hin bis zu den fernen Gletscherriesen (6 M.). Im Vordergrund erhebt sich hoch aus zerfurchtem Steinboden ein braunes Kreuz. Vergleichen heißt dies Bild. Verhaltener, rötlich braunes Glühn ruht auf dem Kreuz und an den durchfurchten Felswänden; das mächtige nahe Tal ist von dämmerndem Nebel erfüllt, und der Wind reißt den Nebel in ungeheuren Schwaden schweifartig in die Luft empor. In Tageshelle wirken diese Nebelstreifen hart und störend, bei leicht schleierndem Lampenlicht aber werden sie erträglich.

Dämmerungsbilder eignen sich nicht für jedes Zimmer und vor allem auch nicht für jeden Platz der Wand. Es gibt sehr schöne Bilder dieser Art, aber auch diese wollen vorsichtig erprobt sein. Tiefe graugrüne Dämmerung, in der alles unbestimmt wird und zu großen Massen zusammengeht, schildert eine kleine Steinzeichnung von Julius Kitzsche: Abend in der Aue (Voigtländer, 2,50 M.). Hinter dunklem Walde, der den weiten Wiesengrund abgrenzt, geht nebelrot groß der Mond auf. Früher und anders ist die Abenddämmerung auf R. Wäumers zerfahrenem hirsengesäumten Heideweg (Voigtländer, 2,50 M.). Die Sonne ist noch nicht gesunken. Es glüht der Grund und das Wirkenlaub in den tiefen, brennenden Farben der Abendröte und die schmalen, gekrümmten Stämme schimmern lichtweiß. Die Bauernfrau, die sich fern durch den Sand hermüht, wünscht man aus dem Bilde weg, die einsame Weite würde ohne diese Beigabe ihre Eigenart noch stärker geltend machen.

Die Steinzeichnungen mühen sich seit Jahren um Heidestimmungen; sie charakteristisch zu treffen scheint besonders schwer zu sein. Auch dies Wäumersche Blatt bedeutet noch nicht, daß das Ziel erreicht ist. Morgendämmerung schildert Jeno Diemers Zepelin über dem Bodensee (Voigtländer, 5 M.). Das Bild gibt das, woran man heute bei dem Namen Bodensee denkt, ist aber glücklicherweise ohne hurrämige Ausdringlichkeit. Es zeigt nicht bloß den Ballon, sondern zugleich, mit gutem Malerange gesehen, die weite Fläche des Sees, hinter dessen fernem Ufer sich die schneebläuliche Kette der Alpen schroffartig in leichter Bläue erhebt. Der Ballon ist als ein Teil dieser Landschaft dargestellt, in der feuchten Atmosphäre schwebend, die allem etwas Duftweiches gibt.

Nun ein hellfarbiges Bildchen vom vollbesonnenen Tage: Die weifroffe Seligkeit des Frühlings im Gärtchen einer Häuslerkate schildert Ulrich Webers Blatt Apfelblüte (Teubner, 2,50 M.). Vor der sauber weiß getünchten Kate mit der holzbesetzten Giebelwand und dem tiefen grauen Dach hängen auf der Leine blaue, gelbe und rote Tücher, gerade mitten im Bilde, und all das zusammen mit dem blühenden Gezweig des Apfelbaumes wirkt in seiner frischen, reinen Einheit wie herzhafte Fröhlichkeit. Dann ein Blumenbild! Berta Weltes lichtrote Rosen im hellen Wasserglase, gegen hellen Hintergrund gestellt (Voigtländer, 1,50 M.), können wohl dazu helfen, die lichte Stimmung zu erhöhen, die für Wohnzimmer angestrebt ist. Zu den aufsehbaren Bildern gehören auch manche Kinderfriese, diese breitmiederigen Bilder, die nicht nur für die Kleinen geschaffen sind. Die reizenden, frischfarbigen Friese, die Gertrud Caspari für

den Voigtländerischen Verlag gezeichnet hat, sind in den letzten Jahren von weniger vortrefflichen Künstlern nachgemacht worden. Der Gefahr, durch die billigeren Nachahmungen verdrängt zu werden, begegnet Voigtländer jetzt dadurch, daß er die Casparischen Friese — kleine fröhliche Szenen von Kindern, Mädchen, Gumpchen, Entenflüssen — etwas verkleinert zur Hälfte des ursprünglichen Preises — für 2 M. herausgibt. Die Bilder haben durch die Verkleinerung nichts von ihrem Reiz verloren.

Ein Herbstbild von Albrecht Wiedermann ist genannt: Aus Goethes Tagen (Voigtländer, 5 M.). Dieser Titel soll dem Bilde wohl Nachfrage schaffen, er könnte aber ganz gut auch anders lauten. Das Bild gibt die mit hohen Kastanienbäumen gesäumte breite ungepflasterte Straße einer ländlichen Stadt von ehemals. Zur Seite stehen niedrige saubere Häuser mit besonnenen weißgetünchten Wänden und grauen Holzzäunen. Im Vordergrund erhebt sich groß eine Kastanie, ihr Laub überwölbt das Bild in ganzer Breite. Stille Freundlichkeit ist das Wesen des Bildes. Solche lärmlosen Darstellungen sollen die Ruhe vermehren, die das Wohnzimmer zum Ausgleich gegen das hastende Getöse der Welt draußen geben kann. Deshalb ist neben den landschaftlichen Stoffen auch die Erinnerung an Städtebilder alten Gepräges häufig, deren zusammengeordnete Enge herkömmlich ein Gefühl der Traulichkeit erweckt. R. Preschmann gibt mit seinem Abend in Rothenburg (Voigtländer, 2,50 M.) einen Blick auf altrote kleine Dächer und Türme und graues Mauerwerk. Der holzüberdachte hohe Gang im Vordergrund zwingt den Beschauer, ohne daß er den Zwang merkt, in die Stimmung hinein. Zwei bejahrte Männer, die im Gespräch in den Gang eintreten, erleichtern es dem Beschauer noch mehr, sich in das still besonnte Feierabendbild einzuleben.

Zum Schluß noch ein gutes Bild, das in die offene Landschaft hinausführt. In frischberber Kräftigkeit hat E. Gengel ein Mühlengeshöft (Teubner, 5 M.) gemalt. Zwei hohe, weißstämmige Weibirken mit hängendem Laub heben sich fast dunkel gegen den hartblauen Himmel ab. Das Gehöft hinter den Birken leuchtet im feurigsten Ziegelrot. Tiefer ins Bild hinein zieht ein Weg hügelan und oben am Himmelkraud erhebt sich die holzgebaute Windmühle. Ich für meinen Teil glaube, daß ein Bild wie dieses für Arbeiterwohnungen besonders willkommen sein wird. Weil in ihm Stille mit Kraft verbunden ist. Man möchte bei diesem Bilde von kerngesunden Farben reden. Franz Diederich.

Diphtherie.^{*)}

Die Diphtherie, mit deutschem Namen Bräune oder Kehlkopfkrupp, ist eine Kinderkrankheit, die heute noch eine große Bedeutung in Deutschland besitzt. Im Deutschen Reiche sterben jährlich etwa 19 000 Personen an der Diphtherie, und davon nur 400 im Alter über 15 Jahren. Von den Todesfällen der Kinder zwischen 1 und 15 Jahren ist der zehnte durch die Diphtherie bedingt.

Die Krankheit beginnt in der Regel mit Schmerzen im Rachen und allgemeinen Krankheitszeichen. Man findet zur selben Zeit in dem hinteren Rachen, insbesondere auf den beiden sogenannten Mandeln, und in den heftigen Fällen auch schon beim Beginn auf dem Zäpfchen häutenartige, grauweiße Beläge, von denen die Krankheit, zu deutsch die Häutenentzündung, ihren Namen hat. Diese Beläge lassen sich in vielen Fällen durch den erfahrenen Arzt von den Flecken, die bei einfacher Halsentzündung auftreten, unterscheiden. Aber, wie wir heute wissen, ist das nicht in allen Fällen möglich, sondern sehr häufig kann erst eine mikroskopische und bakteriologische Untersuchung lehren, ob es sich um einen leichten Fall der Diphtherie oder um eine unschuldige Angina (Halsentzündung) handelt. Außer auf den Mandeln, dem Zäpfchen und der hinteren Rachenwand können die Diphtheriebakterien und die von ihnen hervorgerufenen Häutchen auch noch an anderen Orten sich entwickeln, so besonders bei den kleinen Kindern in der Nase und, häufiger noch und gefährlicher, im Kehlkopf und von diesem absteigend in der Luftröhre und ihren Verzweigungen. Sehr selten nur wird heutzutage noch eine Wunddiphtherie beobachtet, eine mit Bildung eines weißen Belags einhergehende Erkrankung von größeren Wunden, in die Diphtheriebakterien gelangt sind.

Die Diphtherie bedroht die von ihr ergriffenen Kinder auf dreierlei Wegen mit dem Tode. In erster Linie kann, besonders bei kleinen Kindern, Erstickung eintreten. Wenn nämlich von Anfang an oder von dem Rachen aus herabschreitend Kehlkopfkrupp eintritt, dann können die Membranen in dem außerdem schon durch die entzündliche Schwellung verengten Kehlkopf diesen verstopfen, oder aber die Krankheit schreitet noch weiter herab und die sich ablösenden Membranen können sich innerhalb der Luftröhre zu ganzen Pfropfen zusammenballen, oder endlich, wenn die Krankheit bis auf die feinsten Verzweigungen der Luftröhre in den Lungen fortschreitet, so werden diese vollständig zerlegt. In den letztgenannten, glücklicherweise nur seltenen Fällen, ist die ärztliche Kunst vollständig machtlos. Die bei dem Kehlkopfkrupp drohende Gefahr kündigt sich an durch bellenden Husten, das rauhe Geräusch

^{*)} Aus dem kürzlich erschienenen 51. Bändchen der Sammlung „Wissenschaft und Bildung“: Die Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung. Von Dr. Werner Rosenthal (Leipzig, Verlag von Quelle u. Meyer. Preis gebunden 1,25 M.).

beim Atmen und durch die Anzeigen einer drohenden Erstickung. In solchem Falle ist möglichst rasch der Arzt zu holen, der dann fast immer noch in der Lage ist, die drohende Erstickung abzuwenden, indem er der Luft wieder freien Weg verschafft. Das kann geschehen entweder durch den Luftröhrenschnitt, indem vom Halse aus, unterhalb des Kehlkopfes, die Luftröhre durch einen Längsschnitt geöffnet, und ein eigens gestaltetes Atmungsrohr, die Kanüle, in die Wunde eingeführt wird, oder indem solche Atmungsrohre, die die Membranen beiseite drängen und zusammenpressen, vom Munde aus durch den Kehlkopf eingeführt werden, die sogenannte Intubation. In allen ernstesten Fällen von Diphtherie und in allen Fällen, wo kleine bis zu drei und vier Jahre alte Kinder daran erkranken, muß man jederzeit auf einen solchen Eingriff vorbereitet sein, und deshalb sollten solche Kinder fast unter allen Umständen in ein Krankenhaus gebracht werden, wo nicht nur der Arzt, mit seinen Instrumenten, sondern auch eine in der Unterstüfung des Arztes bei diesem Eingriff erfahrene Wärterin jederzeit bereit sind.

Wenn diese Gefahr der Diphtherie nicht eintritt oder abgewendet ist, so droht, und zwar häufig noch nach dem äußeren Ablauf der Halserkrankung, die Giftwirkung. Die Diphtheriebakterien erzeugen nämlich ein heftiges, besonders auf die Nerven wirkendes Gift, das die Eigentümlichkeit hat, erst sehr langsam und zuweilen nur auf ganz bestimmte Nervenbezirke eine heftige Wirkung auszuüben. So können anscheinend genesene Kinder nach Tagen oder nach Wochen einer plötzlichen Herzlähmung erliegen. In anderen Fällen folgt der Diphtherie eine Nierenerkrankung, die zum Tode oder zu dauerndem Siechtum führen kann, häufig freilich, bei gehöriger Pflege und Sorgsamkeit, auch ausheilt. Wenn auch diese schlimmsten Folgen nicht eintreten, so folgt einer ausgebildeten Diphtherie fast regelmäßig die eine oder andere, durch das Gift bewirkte vorübergehende Lähmung, am häufigsten eine Lähmung des Gaumensegels, die das Sprechen und Schlucken erschwert, in zweiter Linie Lähmungen der Augenmuskeln usw.

Die dritte große Gefahr bei der Diphtherie sind die Mischinfektionen. In den wunden Stellen des Halses, in denen durch die Wirkung der Diphtheriebakterien die oberen Schleimhautschichten abgestorben sind und Geschwüre zurückbleiben, können andere Bakterien, vor allem die sogenannten Eiterkokken, die fast in jedem Mund und Rachen vorhanden sind, in das Körpergewebe eindringen und können zu Eiterfieber, zur sogenannten Blutvergiftung, oder doch zu verschiedenartigen eitrigen und weniger eitrigen Nachkrankheiten, wie z. B. zu Ohreiterungen führen.

Im Jahre 1884 wurden durch Köfler die Diphtheriebazillen entdeckt. Auch hier war anfangs die Bestätigung der Entdeckung und die allgemeine Anerkennung nicht ganz leicht zu erringen, denn die Diphtheriebakterien sind schwer zu züchten, und man mußte erst besondere Nährböden für ihren Nachweis auffinden. Auch gaben die Tierversuche keine so klaren Ergebnisse, da keine Tierart an einer mit der menschlichen Diphtherie vergleichbaren Krankheit erkrankt. Seitdem wir die bakteriologische Untersuchung in vielen Fällen von Halsentzündungen üben, wissen wir, daß bei recht vielen leichten Halsentzündungen sich die Diphtheriebakterien finden, und zuweilen gibt nachträglich das Auftreten der charakteristischen Lähmungen oder der Ansteckung anderer Leute mit unzweifelhaft schwerer Diphtherie der bakteriologischen Untersuchung gegenüber der einfachen ärztlichen Beurteilung des Falles recht. So ist mit der Zeit eine Umwandlung des Begriffs der Diphtherie bei den Ärzten eingetreten. Während man ursprünglich eben nur die schweren Fälle mit der charakteristischen Hautchenbildung als Diphtherie betrachtete, und bei jeder leichteren Halsentzündung diese Bezeichnung ohne weiteres ausschloß, nennen wir heute jeden Fall eine Diphtherie, bei dem sich die Diphtheriebakterien finden, gleichgültig, ob er schwer, in der charakteristischen Weise verläuft, oder sich bei der einfachen Krankenbeobachtung von einer anderen Halsentzündung nicht unterscheiden läßt.

Diese neue Auffassung hat nun notwendigerweise zu dem Verlangen geführt, bei jeder Halsentzündung eine bakteriologische Untersuchung vorzunehmen, denn wir wissen, daß die Diphtheriebakterien sich außerhalb des Menschen nicht vermehren können, und daß daher nur der Mensch allein die Quelle der Ansteckung ist. Die Übertragung von Mensch zu Mensch geschieht auf mannigfache Weise. In erster Linie durch das Verspritzen feinsten Tröpfchen aus dem Rachensekret, die insbesondere beim Husten, aber auch schon beim gewöhnlichen Sprechen eintreten. Es handelt sich hier um Tröpfchen, die so fein sind, daß man sie gar nicht spürt, die aber doch, wie man nachweisen kann, schon beim einfachen Sprechen in einer gewissen Anzahl herausgestoßen werden und vielleicht einen halben Meter weit fliegen, beim Schreien und Husten dagegen in viel größerer Zahl und viel weiter fortgeschleudert werden. Ebenso kann die Ansteckung natürlich durch unmittelbare Berührung, z. B. beim Küssen, geschehen. Dann aber auch mittelbar, indem Gegenstände, die der Kranke mit den Fingern, die er erst mit seinem Auswurf oder dem Speichel beschmutzt, berührt hat, von anderen Personen an ihren Mund gebracht werden oder durch Vermittelung der Hände die anhaftenden Bakterien bis zum Munde befördern.

Aber auch längere Zeit können Diphtheriebakterien außerhalb des Menschen noch ansteckungsfähig bleiben. Wir müssen annehmen, daß sie auch mit dem Zimmerstaub übertragen werden können,

wenn wir auch keinen unmittelbaren Beweis dafür besitzen. Gegen gibt es sichere Erfahrungen, daß sie an Gegenständen, mit denen der Kranke sich beschäftigt hat, angetrocknet lange Zeit lebendig bleiben, wie z. B. in jener Familie, in der die Spielsachen, die das eine Kind während seiner Erkrankung gebraucht hatte, sorgfältig fortgeräumt und auf den Boden gebracht waren. Nach einigen Monaten aber, zur Weihnachtszeit, wurden diese Spielsachen mit den anderen wieder herabgeholt und den Kindern zurückgegeben. Nun erkrankte wenige Tage nach dem Feste das andere Kind, das bis dahin sorgfältig vor der Ansteckung behütet worden war, und ohne daß eine andere Quelle der Ansteckung nachzuweisen war. Die Diphtheriebazillen müssen also an den Spielsachen so lange lebendig geblieben sein, wie man das auch im Laboratorium unter ähnlichen Bedingungen hat beobachten können.

Die Lebensfähigkeit der Diphtheriebakterien ist also ziemlich groß, aber, wie bei den anderen Bakterien, wird sie vermindert durch Licht und durch häufigen Wechsel in der Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft. Daher wird außer der mangelnden Reinlichkeit auch der Mangel an Licht und Luft dazu führen, daß die Diphtheriebakterien längere Zeit in den Häusern und Wohnungen haften, und die Erfahrung lehrt uns, daß vornehmlich in gewissen alten, dicht bewohnten Häusern der Städte die Diphtherie immer wieder auftritt, auch zu Zeiten, wo sie keine weitere epidemische Verbreitung im Orte findet. Aus alledem folgt, daß nur sehr sorgfältige, von sachkundigen Leuten nach den Anordnungen des Arztes vorgenommene Desinfektion sowohl der Zimmer wie aller Gebrauchsgegenstände die Weiterverbreitung der Diphtherie aus den Krankenzimmern heraus verhindern können.

Die Kranken und die von ihnen ausgehenden Bazillen sind aber nicht die einzigen Quellen der Ansteckung mit Diphtherie, sondern auch die sogenannten gefundenen Bazillenträger, d. h. solche Menschen, die ihrerseits die Bakterien aufgenommen haben, aber kaum und nur für kurze Zeit oder überhaupt nicht erkrankt sind. Auch sie können in ihrem Rachen die Bakterien wochenlang herbergen und für ihre Umgebung gefährlich werden.

Aus solchen Beobachtungen ergibt sich die Notwendigkeit, bei jedem Auftreten der Diphtherie auch nach gefundenen Bazillenträgern zu suchen und diese abzutrennen von ansteckungsfähigen Personen und so zu behandeln, daß sie möglichst bald ungefährlich werden, d. h. daß die Diphtheriebakterien aus ihrem Halse verschwinden. Dies kann man befördern durch regelmäßiges Gurgeln mit antiseptischen Flüssigkeiten und durch Einstäuben bakterienwidriger Stoffe in Hals und Rachen. Es ist deshalb wünschenswert, daß in jeder Familie, in der ein Diphtheriefall vorkommt, der Rachenschleim aller Personen bakteriologisch untersucht wird, wozu eben die neugegründeten Untersuchungsämter bestimmt sind. Freilich würde die allgemeine Durchführung dieser Maßregel, die bisher bei den Ärzten wie bei dem Publikum noch sehr wenig bekannt ist, an manchen Orten zu einer großen Belastung dieser Untersuchungsämter führen und eine Erweiterung der Arbeitsräume und Vermehrung der Angestellten bedingen. Vorerst aber sind jedenfalls die strengen Schulvorschriften berechtigt, daß bei einem Diphtheriefall nicht nur die erkrankten Kinder bis zur völligen Genesung, sondern auch ihre Geschwister der Schule fernbleiben müssen,

Kleines feuilleton.

Technisches.

Die Ruhlosigkeit der Meereswellen. Es gehört zu den auffälligsten Tatsachen, die zu tiefem Nachdenken Veranlassung geben sollten, daß es dem Menschen gerade verfaßt geblieben ist, von den fast nimmer ruhenden Naturkräften Nutzen zu ziehen und sie vor seinen Wagen zu spannen. Weder das Licht und die Wärme der Sonnenstrahlen noch die Kraft des Windes, noch die Gewalt der Meereswellen sind bisher in nennenswertem Grade dem Menschen dienstbar gemacht worden. Das wenige, was man mit Windmotoren oder gar mit den irgendwo in fernen Ländern als Merkwürdigkeit konstruierten Sonnenmotoren erreicht hat, kommt fast gar nicht in Betracht. Auf die Ausnutzung von Ebbe und Flut oder der durch die Luftströmungen erregten Meereswellen hat man noch immer einige Hoffnungen gesetzt. Der Ingenieur Riccardo Salvadori hat nun in einem Vortrag vor der Italienischen Elektrotechnischen Vereinigung dieser Hoffnung den Boden völlig zu entziehen versucht. Er hat nämlich die Gründe auseinandergesetzt, warum die Kraft der Wellen nicht ausgenutzt werden könne. Eine der großen Schwierigkeiten liegt in der außerordentlichen Veränderlichkeit des Energiebetrags. Wenn aber diese Schwierigkeit dadurch überwunden werden könnte, daß man die Energie aufspeichert, zum Beispiel in Behältern, in denen die Luft zusammengedrückt wird, so würden die Kosten der Anlage die praktische Verwendung unmöglich machen. Den wichtigsten Grund aber für die Unbrauchbarkeit der Meereswellen erblickt Salvadori darin, daß die mittlere Pferdekraft der Meereswellen tatsächlich überhaupt zu gering sei. Eine Welle von zwei Meter Höhe würde, auf das Meter Küstenlinie berechnet, 7 Pferdestärken geben, aber die Zahl der Tage im Jahr, die solche hohen Wellen bringen, ist verhältnismäßig klein. Bei Wellen von 1 Meter Höhe, wie sie vielleicht in der Hälfte der Tage des Jahres vorkommen, würden sich die Kosten für den Gewinn einer Pferdestärke auf nicht weniger als 4000 M. stellen.